

Man schrieb das Jahr 290 nach Christus...

Kapitel 1

Während die Sonne langsam unterging, der Abendhimmel ein Spektrum an Farbtönen darbot, das von Gold bis tiefem Rot, von dunklem Blau bis Violett reichte, versank der König in Gedanken. Er hörte kaum, wie – in Sichtweite – Wellen heran rollten, das Meer unermüdlich rauschte. Ebenso wenig hörte er die Schritte seiner Frau, die den Palast verließ, ihn sah, zögerte, ob sie näher kommen sollte, sich wieder zurückzog. Als leichter Wind aufkam, sah der König wieder auf, stützte sich auf eine Mauer, von der aus er gern in die Weite zu sehen pflegte und entdeckte dann in der Höhe eine Schar von Vögeln, die hin und her schwirrten, bald in die Ferne zogen. Der König zog die Stirn in die Höhe, seufzte leise; dann schloss er die Augen. Wieder neigte sich ein Tag dem Ende zu und ihn betrübte nur, dass er noch nicht vergangen war.

Wie ganz anders war mir doch früher zumute, als ich sie kennenlernte, mich mit ihr verband: Wie oft wünschten wir, die Zeit würde anhalten, alles, was wir gemeinsam erlebten, würde von Dauer sein – und nun? Eigentlich könnten wir mehr als zufrieden sein: König über ein kleines Reich in Griechenland, als Wohnhaus ein Palast, Diener, die uns ergeben sind, nicht zuletzt Publius, der sich mit seiner ärztlichen Kunst um uns kümmert, uns nicht verlässt. Ob ihn nicht manchmal Sehnsucht nach seiner Heimat Rom erfasst? Bestimmt..., aber er spricht nicht darüber, ist überhaupt anders als die anderen.

Der König rückte sein Gewand an einer Schulter zurecht, drehte sich um: Niemand zu sehen...Aus dem Inneren des Palastes hörte er Stimmen, Geräusche, Schritte. Sicher bereiten sie schon das Abendessen vor. Die Mundwinkel des Königs gingen nach unten, wusste er doch, dass er – wie schon an den Tagen zuvor – in den mit großer Sorgfalt zubereiteten Speisen herumstochern, kaum etwas essen würde. In Gedanken sah er seine Frau, die eine gute Miene aufsetzen und versuchen würde, ihn zum Essen zu animieren. Aber wozu? Dafür, dass sie – wie lange noch, für immer? – als Königspaar lebten, dem keine Kinder vergönnt waren? Kein Kind...Wie oft hatten sie nun schon den Göttern geopfert, Gaben gebracht, Rituale getreulich befolgt? Wie oft noch?

Der König spürte, wie sich seine Hände unwillkürlich zu Fäusten ballten, dumpfer Groll in ihm aufstieg. Sollten sie – ohne es zu merken – in ihren Opferungen einen Fehler begangen haben, wurden sie deshalb nicht erhört? Er dachte zurück, sah sich wieder in jenem schattigen Hain, Opfer darbringen, sah und hörte sich huldigen, die Gnade der Göttin Hera anrufen. Er erinnerte sich an Worte seiner Frau, mit denen sie ihm damals berichtete, was sie alles unternahm, um die Götter gnädig zu stimmen. War dies zu viel erbeten: Ein Kind?! Und wenn es das Einzige wäre, ich würde nicht hadern.

Wie viel Zeit seit ihrem ersten Opfer schon vergangen war, in seinem Gesicht war es zu lesen. Dabei war der König nicht nur seinetwegen betrübt. Immer, wenn er seine Frau sah, sie heimlich betrachtete, sah er Spuren von Kummer und Traurigkeit an ihr. Längst war sie, die selbst von königlicher Abstammung war, nicht mehr jene überschäumende, fröhliche Schönheit von einst. Vielmehr schien es, als habe sich ein Schatten über sie gelegt, der sie selbst dann noch bedeckte, wenn sie um seinetwillen versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Gerade dann sah er die hilflose Enttäuschung in ihrem Gesicht, aufkeimende Hoffnungslosigkeit.

Überdies war es ja nicht so, als hätten sie den Göttern nur Opfer gebracht: Wer konnte all die Gebete zählen, die von ihren Lippen aufgestiegen waren? Worte seiner Frau hallten ihm noch in den Ohren: 'Lass uns unermüdlich sein, nicht aufgeben. Wir werden bestimmt noch erhört! Vielleicht wollen die Götter nur unseren Glauben auf die Probe stellen? Bestimmt werden wir eines Tages überrascht und wer weiß, ob wir auf Dauer nicht mit vielen, schönen Kindern gesegnet werden!'

Ob sie selbst noch daran glaubt? Ich glaube nicht...Sie traut sich nur nicht, es mir zu sagen... Wo war die Harmonie von einst, der Friede? Habe ich zwei Dienerinnen unseres Hauses zu Recht verdächtigt, als ich sah, wie sie miteinander tuschelten, schnell davon abließen und auseinandergingen, als ich den Raum betrat? Wer sagt, dass sie darüber sprachen, dass meine Frau immer noch kein Kind zur Welt bringt? Der König erinnerte sich an einen Gefühlsausbruch seiner Frau, der ihn, wegen seiner Heftigkeit, bestürzt zurückließ: 'Sag doch gleich, dass ich unfruchtbar bin wie ein verdorrter, alter Weinstock?!' Der König faltete unwillkürlich die Hände, doch kein Gebet kam über seine Lippen.

Kapitel 2

Publius – ein Arzt aus Rom, der im Palast des Königs lebte – verstaute Heilmittel sorgsam in Gefäßen aus Glas und sortierte diese in ein Regal ein, das sich in seinem Wohnraum befand. Als er das Geräusch von Regen hörte, schaute er aus einem schmalen Fenster hinaus und hielt inne. Vor seinem geistigen Auge erschien die Königin, deren Gesichtsfarbe und gesundheitliche Verfassung ihm schon längere Zeit nicht gefielen. Publius legte die Hände zusammen, bewegte sie langsam hin und her, während er nachdachte. Nach einer Weile löste er sich von seinen Gedanken, entzündete eine kleine Öllampe. Er betrachtete, wie das Licht gleichsam mit dem Docht zu kämpfen schien, bis es stärker zu brennen begann und in gleichmäßigem Brennen zur Ruhe kam. Was für ein Bild..., dachte Publius, seltsam..., wie stimmig es zu den Gedanken passt, die mich vorher erfüllten. LICHT..., das ist es, was ihr, was beiden fehlt: Das Licht des wahren Glaubens, das ruhig von innen leuchtet, durch Gebete erhalten wird, im Leben trägt, während der König und die Königin, in einem Irrglauben gefangen, falschen Göttern opfern, eine Unruhe in ihnen flackert, wie eine Flamme, die nicht zur Ruhe kommt. Sie wissen es nicht besser...

Publius seufzte und erinnerte sich an die Zeit, als er – im Palast gut aufgenommen – dem Königspaar zu dienen begann. Dass die Stimmung von beiden schon länger verfinstert und bedrückt war, war ihm nicht entgangen und ihm schien, dass die Königin noch mehr litt als ihr Gemahl. Die Erinnerung an noch nicht lange zurückliegende Begegnungen mit ihr tauchte in ihm auf. Zuweilen kam es Publius so vor, als suche die Königin vergeblich den Ausgang aus einem Labyrinth, als sei sie in Selbstgespräche verstrickt, auf die niemand antworte, als wolle sie eine Anhöhe besteigen und bemerke zugleich, dass der von ihr eingeschlagene Weg hinab führe...

Publius spürte, wie ihn eine Woge tiefen Mitgefühls erfüllte. Sicher, auch mit dem König, aber mehr noch mit ihr...Dabei wusste er genau, worunter sie litt. Bekamen sie vielleicht deshalb keine Kinder, weil sie Götzen und ihren Bildern huldigten? Mussten sie vielleicht in diese Sackgasse geraten, damit Gott sie auf einen anderen Weg führen könne und war es seine Aufgabe, ihnen dabei zu helfen? Gewiss, er konnte es sich auch einfach machen, der

Königin wieder einen Trank zubereiten, der ihre Stimmung vorübergehend aufhellte, ihr ein Pulver geben, das ihren Wangen etwas mehr Farbe verlieh, aber auf Dauer half dies nicht weiter. Das Königspaar litt an einem nicht erfüllten großen Wunsch, einem tiefen Bedürfnis des Herzens, das ihnen die vermeintlichen Götter Griechenlands nicht stillen konnten. Publius lauschte: Aus dem Palast war kaum ein Geräusch zu hören und der Regen ließ langsam nach. Er sammelte sich und hielt eine kurze Zeit der Stille. Auf einmal schien ihm, als werde er nun sanft bewegt und bestärkt und er erkannte, was zu tun war: Er musste warten, bis sich eine günstige Gelegenheit ergab und dann mit beiden sprechen.

Kapitel 3

Drei Tage waren vergangen, als Publius, wie gewohnt, früh aufstand. Als er angekleidet war, sammelte er sich und sprach ein Gebet. Dann erhob er sich wieder, schritt zum Fenster und schaute hinaus.

Wie seltsam sind die Wege des Herrn... Wenn ich nicht, über verschlungene Wege, die Bekanntschaft des Königs gemacht, die Vorsehung mich nicht in seinen Palast geführt hätte, könnte ich nicht ausführen, was mir nun klar vor Augen steht. Erst ahnte ich dumpf, nun weiß ich, was ich tun soll und werde.

Er löste sich von seinen Gedanken, ordnete Gegenstände, die er normalerweise benötigte, um seine ärztliche Kunst auszuüben. Dann verließ er sein Zimmer und bewegte sich auf einen großen Saal zu, in dem er zu dieser Tageszeit die Königin oft anzutreffen pflegte. Im Gang angekommen, passierte er nach wenigen Schritten zwei Gehilfen, die in der Küche Dienst taten, grüßte sie im Vorübergehen und ging entschlossen voran. Unweit der Eingangstür hörte er die ihm vertraute Stimme einer Dienerin, die zum unmittelbaren Gefolge der Königin gehörte, ihr bei vielerlei Verrichtungen, wie der Auswahl von Kleidern und Schmuck half, ihr Haar frisierte und schmückte. Publius trat ein, als die Dienerin sich auf leisen Sohlen entfernte. Wie er nun sah, war er mit der Königin allein. Sie erwiderte seinen Gruß, wohlwollend freundlich, aber mit einem ernsten Gesichtsausdruck, wobei es Publius schien, als wolle sie vermeiden, ihm länger in die Augen zu sehen. Die beiden besprachen das Programm des vor ihnen liegenden Tages, als – von rechts kommend – Schritte zu hören waren: Der König betrat den Raum.

Publius grüßte ihn ehrerbietig und wie ein Vertrauter zugleich, entnahm einer Geste, dass er den Raum nicht verlassen solle. Dann vernahm der Arzt wieder den melodischen Tonfall, mit dem der König Griechisch sprach, ein Idiom, in dem sich Publius flüssig zu verständigen wusste, ohne freilich jemals die Sicherheit des Ausdrucks zu erreichen, wie in seiner Muttersprache, Latein. Während der König mit seiner Gemahlin sprach, spürte Publius eine zwischen dem Paar herrschende, bedrückende Atmosphäre, wengleich der König stets höflich war, sie respektierte. Sie besprachen kurz Fragen des häuslichen Bedarfs, dann wandte der König sich wieder Publius zu, wobei der Arzt in den Bewegungen seines Gegenübers Unruhe wahrnahm. Der König klagte über schlechten Schlaf und Schmerz an den Schläfen. Publius hörte aufmerksam zu, schickte in Gedanken ein Stoßgebet zum Himmel. Als der König endete, blickte der Arzt bald zu ihm, bald zu seiner Frau und begann mit sanfter Stimme:

„Darf ich – da ich schon lange Zeit Euch diene, hier im Palast wohne, so dass es manchmal fast schon scheint, als ob ich zur Familie gehörte – ganz offen sprechen?“

Der König blickte ihn überrascht an und auch seine Frau schaute gespannt, was nun auf diese Worte folgen würde. Ihr Gemahl ließ seine kräftige, dunkel tönende Stimme hören:

„Publius: ‘...Als ob ich zur Familie gehörte‘?

Du weißt, für uns gehörst du längst dazu! Wir danken für so vieles dir, du dienst uns treu. Sprich nur ganz ungescheut. Ich kenne dich als wohl bedachten Mann. Noch nie hab ich gehört, dass du etwas leichtfertig-unbesonnen von dir gabst. Oft schien mir hingegen: Er trägt so viel mit sich herum, teilt es nicht mit. Du weißt, dass meine Frau und ich dir voll vertrauen. Sprich daher ruhig aus, was tief im Herzen dich beschäftigt!“

Seine Frau nickte und lauschte.

Publius, dankbar über diese Antwort, rief in Gedanken: Komm, Heiliger Geist...und sprach, erst langsam, vorsichtig, doch bald schon ruhig und zügig, sicher:

„Als Arzt bin ich gewohnt, auf viele Zeichen des Körpers und der Seele ganz genau zu achten: Der Ton der Stimme, die Farbe der Haut, der helle Schein, die dunkle Trübung eines Augenpaares, der Gang und Gesten, andere Zeichen, verraten oft mir mehr als viele Worte von Menschen, die bald offen sind und bald verbergen, die sich zuweilen selbst nicht kennen.

Da mit bescheidener Kunst als Arzt ich oft Euch diene, entging mir manches nicht, was jemand, der Euch nicht so nah kommt, übersieht: Ich weiß, oh König, Königin, wie sehr und tief betrübt Ihr seid und kenne auch den Grund. Ich weiß, wie oft Ihr, unermüdlich, nach bestem Glauben und mit großer Treue, die Stätten aufgesucht, wo man – so nennt Ihr es – den Göttern opfert. Ihr selbst habt einst mir anvertraut, wie Ihr Gebete in die Höhe schicktet, sehnsüchtig hoffend auf ein Kind.

Ich scheute mich, es anzusprechen, doch ich fühle, dass Ihr einen Punkt erreicht habt, an dem sich Wege kreuzen. Habt Nachsicht, wenn ich nun ganz offen spreche. Wenn Ihr die eingeschlagenen Wege weitergeht: Ihr werdet sehen, dass kein Blatt sich wendet, Ihr tiefer nur ins Leid versinkt. Die Götter, die Ihr ruft, sie hören nicht, Ihr fühlt es selbst. Wenn alles Euch nicht half, nicht helfen wird: Wollt Ihr nicht einen anderen Weg versuchen? Ich bitte Euch und tu dies nicht für mich, denn Euch allein gilt hierin meine Sorge: Habt Mitleid mit Euch selbst, verlasst den Weg, der euch nicht weiterführt, nur tiefer traurig macht. Habt Mut und schlagt den Weg ein, der zur Taufe führt. Ich selbst ging ihn vor langer Zeit und habe es nie bereut. Schon jetzt verspreche ich, dass ich von ganzem Herzen für Euch beten werde. Seid gewiss: Entschließt Ihr euch das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen, wird Euer sehnsuchtsvoller Wunsch nach einem Kind bestimmt erfüllt!“

Während Publius sprach, waren die Augen der Königin immer weiter geworden. Eine Weile trat Stille ein, bis der König seine Stimme erhob:

„Ich danke dir für deine Worte, Publius. Ich spürte gleich, sie waren gut gemeint. Dies überrascht mich nicht, da du stets gut zu uns warst. Doch eigenartig..., wie mir nun zu Mute ist: Ich fühle mich – weiß selbst nicht wie – erleichtert, so als ob es an der Zeit war, dass du sprachst.“

Der König blickte zu seiner Frau und entnahm einer leichten Bewegung ihres Kopfes Zustimmung.

„Mir ist auf einmal als... – wie soll ich sagen...? – als hätten deine Worte mir ein Licht vermittelt, indem ich, was zuvor ich dumpf gefühlt, zu sehen beginne...“

Was haben wir in all der Zeit nicht unternommen? Wir ließen kein Gebet und kein Orakel aus, kein Spruch, der Götter gnädig stimmen soll, blieb unerwähnt – vergebens. Da wir so

vieles schon versucht, warum – so frag ich mich – nicht auch den Weg, den du uns weist, betreten? Wäre es ein anderer, der zu mir sprach, wie du, ich hätte ihm empört das Wort verboten. Doch wenn ich deine Worte überdenke, dann betrachte, wie du – seit dem du erstmals den Palast betreten – nach deinem Glauben lebst, so gut es dir gelingt, dann ist mir klar: Dein Wort, es hat Gewicht...“

Der König erhob seinen Blick und schaute zu seiner Frau.

„Du bist ganz still, willst du nicht etwas sagen?“

Die Königin schaute zunächst Publius voller Wohlwollen an, dann ihren Mann und begann:

„Als ich die Worte aufnahm, die er sprach, war mir, als zöge jemand ein Gewicht von mir, das mich schon viel zu lange drückt, als hellte eine Wolkendecke sich langsam auf! Ich spürte Sanftmut, Güte in seiner Stimme und ich dachte: Wir waren bisher gut beraten, ihm zu vertrauen, so lass uns dies auch jetzt tun! Lass uns an einem Strange ziehen, ich bin bereit!“ Sie sah ihren Mann fragend an. Diesem entging nicht, wie die Gesichtszüge seiner Frau entspannter wirkten. Es war, als habe eine geschickte Hand ganz sacht einen Knoten gelöst.

„Auch mir war so, als habe sich ein Nebel aufgelöst, ein Dunkel sich zerstreut. Und wo mein Wille vorher ungestüm in eine Richtung drängte, hat etwas sich verändert und beruhigt. Lass seine Worte in uns weiterwirken. Ich werde heute Nacht bestimmt, von schweren Träumen frei, gut schlafen. Den Schmerz an meinen Schläfen fühle ich kaum noch. Komm morgen, in der Frühe, gleich zu mir. Du hast den Weg eröffnet, Publius, gib uns die nächsten Schritte an und führe uns weiter. Ich danke dir, doch: Frage dich nie mehr, ob du zu uns gehörst!“

Kapitel 4

Monate waren vergangen, als die Königin, früher als sonst, erwachte. Sie schob sacht eine leichte Decke zurück, blickte zu ihrem Mann, der tief schlief und leise, ganz vorsichtig, stieg sie aus dem Bett und verließ auf Zehenspitzen den Raum. Während sie sich auf einem schmalen, noch dunklen Gang langsam vorwärts bewegte, besann sie sich auf einen Traum der letzten Nacht, an den sie sich nur dumpf erinnerte. So sehr sie ihr Gedächtnis bemühte, so konnte sie das Bild – wie eine in Scherben zersprungene Vase – nicht mehr zusammensetzen. Sie erklärte sich dies damit, dass sie am frühen Morgen immer eine ganze Weile brauchte, bis sie richtig zu sich kam. An eines erinnerte sie sich und nun schien ihr, dass das Traumbild langsam näher kam: War nicht eine freundliche Gestalt in ihrem Traume aufgetaucht, die eine frohe Botschaft ihr verhieß, sie, sanft lächelnd, dann verließ? Ja, ganz gewiss, doch konnte sie sich an das Aussehen dieses Boten nur, wie durch Schleier blickend, erinnern. Eine frohe Botschaft...Was bedeutet dies?...